

# Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben

von

Dr. Josef Ettlinger

Zweiter Jahrgang

Heft 1 bis Heft 24

Oktober 1899—Oktober 1900



F. Fontane & Co.  
Berlin W.



Und ob es mählich dunkelt,  
Mich dünkt die Nacht noch fern,  
So lang Dein Auge funkelt  
Als hellster Abendstern.

Du nimmst der Sonne hellen Schein  
In deine Gruft, in deinen Schrein,  
Die Ruh bei Nacht, die Lust am Tag  
Und meines Herzens vollen Schlag.

Oft träum' ich, daß du wiederkehrst,  
Und, was du nimmst, mir neu bescherst,  
Du legst mit deiner kleinen Hand  
Es still auf meines Lagers Hand.

Dann Fahr' ich auf und rufe dich  
Und weine nach dir bitterlich,  
Und lausche zitternd, tief verört,  
Dem leichten Schritt, so oft gehört.

Ach, er verhallt — wie ferne schon! —  
Ich höre nichts als einen Ton —  
Nur eine Weise, selig fromm,  
Sie haucht mir leise: komm, o komm!

Daß der Dichter dieser erschütternden Stimmungslieder ein vollbürtiger Lyriker ist, wird wohl jeder fühlen, wenn anders er überhaupt fühlen kann. Uebrigens geht auch durch die sternsche Lyrik derselbe leise Resignationshauch, der über seinen epischen Dichtungen gebreitet liegt, und zeigt uns somit die Einheitlichkeit dieser anspruchslosen, aber immerhin reichen Dichterpersönlichkeit.

Von den übrigen in Sachsen geborenen und jetzt noch lebenden Dichtern der älteren Generation ist verhältnismäßig recht wenig zu sagen, da kein einziger unter ihnen eine wirkliche Eigenart zeigt, wie eben Stern und Joh. Renatus. Zu nennen wären hier zunächst Robert Proelß (geb. 1821 in Dresden) und Johannes Proelß (geb. 1853 in Dresden), Vater und Sohn. Der erstere ist ein tüchtiger Litterarhistoriker und scharfsichtiger Dramaturg, der jedoch in seine eigenen Dramen (z. B. „Michel Kohlhaas“ und „Katharina Howard“, 1863 und 1865) bei aller regelrechten Vorschriftsmäßigkeit keine Lebendigkeit, keine Poesie zu bringen vermochte. Der letztere zeigt sich in seinen Gedichten „Trotz alledem“ (1866) als ein geschmackvoller Stilestiker; in seinen Lustspielen und Novellen, in denen die Form nicht so ausschlaggebend wirkt, tritt der Mangel an Eigenart schon stärker hervor. Sein bisher wertvollstes Werk — von den litterarhistorischen Arbeiten natürlich abgesehen — war der 1896 erschienene Roman „Bilderstürmer“, der den Gegensatz zwischen Jungen und Alten behandelt. — Von sehr viel geringerer Selbständigkeit und darum auch von keiner irgendwie bleibenden Bedeutung sind die Lyriker Reinhold Fuchs (geb. 1858 in Leipzig), — seinen formell vollendeten „Gedichten“ (1866) und der sonderbarer Weise mit dem augsburger Schillerpreise gekrönten Gedichtsammlung „Strandgut“ (1890) nach ein Schüler Geibels und vielleicht auch Tennison's — und Paul Heinze (geb. 1858 in Dresden), der sich in den mit seiner Frau Anna herausgegebenen Gedichten „Aus Dur und Moll“ als ein Platenide ausweist, gegen den gehalten der eben verstorbene Albert Möser noch ein Titane genannt werden könnte. Zu diesen beiden ist wohl auch Frida Schanz, jetzt Frau Soyauy, zu gesellen, die als Formtalent stärker, an Eigenart ebenso arm, mit ihren verschiedentlichen

Gedichtsammlungen (z. B. 1894 und 1896) zumal bei dem weiblichen Publikum Deutschlands ein gewisses Aufsehen weckte, wie die Auflagen ihrer zierlichen Goldschnittbändchen beweisen. — Typisch für eine gewisse sächsische Trivialität und darum wenigstens zu erwähnen ist der Vielschreiber Wilhelm Wolters (geb. 1852 in Dresden), der ja erst kürzlich in dem amüsanten Schriftchen „Mehr Goethe“ von Rudolf Fuch als ein klassisches Beispiel gedankenloser Zusammenschreiberei festgenagelt worden ist. Auf seine ziemlich zahlreichen Humoresken, seine leichten Familienromane und Komödien an dieser Stelle einzugehen, halte ich für völlig überflüssig, da Wolters eigentlich nur symptomatische Bedeutung hat, wie seine Kollegin, die geistreiche Schwägerin Lisa Weise (E. Liz-Blanc, geb. 1864 in Leipzig) in ihren Romanen und Novellen. Daß übrigens Wilhelm Wolters auch ein Mann des äußerlichen Erfolges ist, darf uns nicht wundern; er steht als solcher weit über unsern wirklichen Dichtern, wie Stern, Polenz und Avenarius. Erst kürzlich fand ein mit Königsbrunn-Schauy zusammen (sonderbares Gespann!) verfaßter Schwank „Der Hochzeitstag“ im dresdener königlichen Schauspielhaus den bewußten frenetischen Beifall, den ein handfester Blödsinn wohl fast immer finden wird, namentlich aber beim dresdener Abonnentenpublikum. Jetzt marschirt das kassenträchtige Stück schon siegreich über die meisten Bühnen Deutschlands.

(Schluß folgt.)

## Französische Lyriker.

Von Sigmar Mehring (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Am 22. Mai 1885 starb Victor Hugo, neben Alfred de Musset, der 28 Jahre früher zu Grabe getragen wurde, Frankreichs bedeutendster Lyriker. Beide, Victor Hugo und Musset, waren Führer der romantischen Schule. Der eine verlieh ihr mit der Pomphastigkeit seiner bilderreichen Sprache ein blendendes Gepränge, der andere gab ihr durch die Schlichtheit seiner empfindungsvollen Verse innere Wärme. Die romantische Dichtung bedeutet den Höhepunkt der französischen Lyrik. Schon in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreichs versuchte eine neue Schule sie abzulösen, die Gruppe der „Parnassiens“. Ihr Streben war, die Form zur höchsten Entwicklung zu bringen, sie mißachteten die duftigen Feldblumen, die zierlichen Gartenpflanzen und zogen Treibhausgewächse. Einzelne dieser „Parnassiens“, unter denen wohl der 1891 gestorbene Théodore de Banville der eifrigste war, trieben ihre Formkünsterei bis aufs äußerste, und das will etwas sagen in einer Sprache, wie die französische, in der es schon an und für sich schwerer ist, einen Reim zu vermeiden, als anzuwenden.

Von den „Parnassiens“ ist der bekannteste François Coppée. Er steht im Alter von 60 Jahren und hat sich zwar litterarisch bereits überlebt, darf sich aber rühmen, als offizieller Dichter der Republik zu gelten und als solcher in den breiteren Volksschichten ein gewissermaßen amtlich beglaubigtes Ansehen zu genießen. Hat er doch vor vier Jahren mit 36 langen Strophen den Zaren im Namen der Regierung zu Paris bewillkommenet. Auch in Deutschland ist er durch das aktuell wirkende Gedicht „Der Streik der Schmiede“ und ferner als Dramatiker,

namentlich mit dem vielgespielten Einakter „Der Geigenbauer von Cremona“, bekannt geworden. Bei seinen Landsleuten suchte er sich durch poetische Ausfälle gegen die „Prussiens“ beliebt zu machen. Die meisten seiner Dichtungen sind rührsam. Während aber die sentimentalen Lyriker Deutschlands bei aller Aufrichtigkeit ihrer Gefühle doch leicht langweilig werden, weiß Coppée durch das dramatische Hinarbeiten auf einen unerwarteten Schluß interessant zu erscheinen, freilich sehr oft auf Kosten der inneren Wahrheit. Es sei dies an einem seiner Gedichte nachgewiesen, worin er zuerst warme Teilnahme für das Schicksal einer geschiedenen Frau erweckt, dann aber mit einem Ausblick schließt, der einen deutschen Dichter frivol dünken würde.

#### Die Verlassene.

Es war in eines Bürgerhauses Frieden, —  
Mich rührte ihrer Züge Leidenspur,  
Des milden Auges Zagheit, — ich erfuhr,  
Sie sei von einem rohen Mann geschieden.

Sie ging noch zu den alten Freunden hin:  
Dort, wo sie aufgewachsen, gab's kein Klüstern,  
Kein Vorurteil, dumm und verdammungsklüstern,  
Man nahm sie auf mit ehrlich biedrem Sinn.

Doch wußte sie, — so sanft und so bescheiden! —  
Daß man sie nur im engsten Kreis empfing.  
Sie war gefaßt stets auf den Abschiedswink,  
Auf den Empfang, der sie das Haus hieß meiden.

Gern aber saß sie stückend am Kamin,  
Wenn frei das Haus von Tanz und Festgelagen.  
Dort sah ich sie den Reif am Finger tragen,  
Sie, die so schämig mädchenhaft erschien.

Sie wollt' ihr seltsam Witwentum erdulden  
Mit jenem Gleichmut, den sie nie verlor.  
Sie trug das Sklavenszeichen nach wie vor,  
Dem Schwur der Treue glaubte sie's zu schulden.

Sie mochte fünfundzwanzig Jahre sein,  
Die Hand war schmal, von Adern blau durchflossen, —  
Der keuschen Lider lange Wimpern schlossen  
Den braunen Reuchgrund hast'gen Schlages ein.

Kein Schmutz, kein Band! Nichts gab von Frohmut  
Runde,

Kein Blümchen in dem braunen Haar bestach.  
Die Trauerstimmung ihres Kleids durchbrach  
Allein des schlanken, weißen Halses Runde.

Die Nadel führte sie mit leichter Hand.  
Sie saß im Winkel, wo des Schattens Milde  
Ihr bleiches Antlitz schuf zum Engelsbilde.  
Sie blieb — meist still — den andern abgewandt.

Wenn dann ein Zufall im bedeutungslosen  
Geplauder sie zu einer Antwort zwang,  
Welch Weh verriet da ihrer Rede Klang,  
— Jetzt Schmerzgebroschen, einst bestimmt zum Rosen. —

Und diese Stimme, so verzagt, wie rein,  
Durst' hart und herrisch unterbrochen werden!  
Und, o der Schmach! des Wütrichs Drohgeberden  
Erregten sie, vor Scham und Schreck zu schrei'n! —

Und trat ein Kindchen vor des Hauses Gäste,  
Das seinen Blondkopf uns zum Kusse bot, —  
Wie sie mit Nachdruck da, wie Schmerzdurchloht  
Auf seine Locken ihre Lippen preßte!

Doch nach solch quäl'rischem Lustgefühl,  
Wie griff sie rasch, mit plötzlich glüh'nden Wangen,  
Zur Arbeit wieder, von der Angst befangen,  
Man hab' entdeckt, wie sie der Schmerz durchwühl'.

Ich sah, wie man bei aller guten Meinung  
Die Unglückswahl doch auf ihr lasten ließ.

Die Scheu vor solchen, die das Glück verstieß,  
Trat auch bei diesen Leuten in Erscheinung.

Sie selbst, in ihrer Demut, wagte nicht,  
Ins heitre Auge anderen zu schauen, —  
Sie mocht' sich nie zu jungen Mädchen trauen  
Und sah nur greisen Leuten ins Gesicht.

— — Jüngling, wenn solche Frau, gebeugt und wehrlos,  
Dir Liebe weckt, und sie begegnet dir,  
Schau' sie nicht an und rede nicht zu ihr,  
Ruf' kein Gefühl wach, denn das wäre ehrlos.

Spitzfindig lullst du dein Gewissen ein,  
Ich kenne die Verblendungsjucht, die schlimme!  
Ich weiß: ihr Blick durchbohrt, es packt die Stimme,  
Und euer Blut wird bald in Aufruhr sein!

Sie kann sich nicht verteid'gen, muß erliegen,  
Wie sie auch jamm're vor Mariens Thron.  
Du wirst ein Gott ihr sein, lieb wie ein Sohn.  
Mir steht es außer Zweifel: du wirst siegen.

Ich weiß es, daß sie dir wohl opfern kann  
Ihr einz'ges Gut, die keuschbewahrte Ehre,  
Und daß dein Glück an ihrer Seite wäre.  
Gewiß! — Doch weiß ich auch: sie stirbe dran.

Man erkennt leicht, daß die plötzliche Wendung, mit der Coppée abschließt, die Mahnung an einen etwa auftauchenden Verfänger, mit der Dichtung selbst in keinem inneren Zusammenhang steht, daß sie bloß äußerlich als „Pointe“ aufgesetzt ist. Bei allen französischen Dichtern spielt die Pointe eine große Rolle. Nur äußert sich diese Kunst bei den verschiedenen Meistern verschieden. In Victor Hugos Dichtungen und noch mehr in denen Victor Hugos steigert sich die Gedankenentwicklung bis zu einem unerwarteten, aber durchaus logischen Abschluß. Die letzte Verszeile ist bei Victor Hugo mehr ein dekorativer, aber doch zur Abrundung erforderlicher Aufsatz, der das Strophengebäude krönt. Bei Victor Hugo wächst der Schlußvers zur schönen, ins Weite ragenden Kuppel. Coppée aber klebt einen stilwidrigen Aufputz an, er zielt auf eitle Effekthascherei und bietet etwas, das nur deshalb überrascht, weil es nicht hingehört.

Ein ungleich feinerer, philosophisch geschulter Lyriker, der das Ziel der „Parnassiens“ nicht in der oberflächlichen Ausbildung bizarrer Reimkünstelei erblickte, sondern in dem feingeistigen Schluß einer vornehmen Sprachform, ist Sully Prudhomme, ein geborener Pariser, der jetzt im Anfang der Sechzigerjahre steht. Zwei Proben seiner lyrischen Kunst werden am besten seine Art kennzeichnen. Eine flotte, burschikose Weise schlägt er in dem Liede an:

„Wenn ich der Herrgott wär!“

Wenn ich der Herrgott wär,  
Dann gäb's kein Sterben mehr,  
Kein schlechtes Menschenherz  
Und keinen Trennungsschmerz.  
Und Thränen gäbe nur die Freude her,  
Wenn ich der Herrgott wär!

Wenn ich der Herrgott wär,  
Kein Baum blieb' fruchtbarer,  
Nie wär' die Ernte knapp,  
Die Arbeit schafft' ich ab.  
Und was wir thäten, — nichts mehr fiel' uns schwer,  
Wenn ich der Herrgott wär.

Wenn ich der Herrgott wär,  
Ich machte Land und Meer  
Schön wie das Himmelszelt,  
Ich schüfe neu die Welt.

Nur dich, mein Engel — ließ ich wie bisher,  
Wenn ich der Herrgott wär'.

Grüßter, würdig und gedankenreich, tritt uns  
der Dichter in dem folgenden Gedicht entgegen,  
wornin er die zwischen Erkenntnis und Empfindung  
unsicher tastende Philosophie unserer Zeit in scharfer  
Gegensätzlichkeit beleuchtet:

#### Seelenkampf.

Zwei Stimmen kommen nie zur Ruh',  
Der Seelenkampf währt unergründet:  
Es giebt Vernunft den Gott nicht zu,  
Den Liebe träumt und laut verkündet.



Jules Verne.

Sei fromm, sei Freigeist, — es ist eins:  
Du hast dem Zwist dein Ohr gegeben.  
Es ist mein traurig' Ros, wie deins,  
Mit diesem Widerstreit zu leben.

„Kein Vater leitet diese Welt“,  
Sagt der Verstand, der urteilschroffe,  
„Hier, wo das Böse recht behält.“  
Da spricht das Herz: „Ich glaub' und hoffe.“

„Mit etwas Liebe kommt man weit.  
„Hoff' auch und glaub' ihn, den ich preise.  
„Ich spüre Gott und Ewigkeit!“  
Doch der Verstand ruft: „Ja, beweise!“

Noch eines anderen Dichters sei hier gedacht,  
der sich zwar nie zu den „Parnassiens“ gerechnet  
hat, wohl aber in des Wortes edlerer Bedeutung  
dieser Gruppe zugerechnet werden könnte. Es ist der  
um fünf Jahre ältere, auch in Deutschland beliebt  
gewordene Lustspieldichter Edouard Pailleron, der  
erst kürzlich in diesen Blättern Gegenstand einer  
besonderen Studie war. Lange bevor er seinen  
ersten Theatererfolg verzeichnen durfte, war er mit  
lyrischen Gedichten hervorgetreten, die ihres satirischen  
Tons wegen Aufsehen erregten. Ein etwas harm-  
loses, aber doch neckisches Gedicht zeuge hier von  
der Grazie seiner heiteren Kunst:

#### Die Furt.

Es war ein Bach zu übersteigen,  
Wir hatten uns zu weit gewagt.  
Sie war so stolz und ich verzagt.  
Hänflinge fangen in den Zweigen.

„Geh' du voran, den Weg zu zeigen,  
Und schau' nicht rückwärts!“ rief die Maid.  
Sie löst den Schuh und schürzt das Kleid,  
Es war ein Bach zu übersteigen.

Ich that so, wie sie mir's gesagt,  
Und — schielte nur und sah die Wellen  
Den zartsten Esenfuß umschwellen.  
Wir hatten uns zu weit gewagt.

Von Stein zu Stein ging nun die Jagd.  
Ich konnte meinen Arm ihr geben,  
Doch war das so verfänglich eben.  
Sie war so stolz und ich verzagt.

Da bricht ihr Schwalbenschrei das Schweigen,  
Und — wie mir dünkte, — wankt ihr Knie.  
Mit einem Satz umfaß' ich sie, —  
Hänflinge fangen in den Zweigen.

Abseits von den „Parnassiens“, den Lyrikern  
des Salons und der „satten“ Gesellschaft schufen  
Nachfolger Bérangers die volkstümliche „Arbeiter-  
dichtung“, allerdings ohne den weitdringenden Erfolg  
jenes populärsten aller französischen Lyriker. Der  
hervorragendste unter ihnen ist der in Algier geborene  
Dichter Jean Richépin, der im Jahre 1876 als  
siebenundzwanzigjähriger Jüngling mit einer lyrischen  
Sammlung „La chanson des gueux“ die Auf-  
merksamkeit auf sich lenkte — zuerst die Aufmerksamkeit  
des Staatsanwalts, der die selbst für gallische Ge-  
müter unerhört naturalistischen Lieder mit Beschlagnahme  
belegte und den Verfasser einsperren ließ. Das  
Buch erlebte bald, allerdings nach Unterdrückung  
einiger allzu nackter Verbheiten, eine neue, nun erst  
recht begehrte Auflage. Mit strengerer Eindringlichkeit,  
mit ernster Leidenschaft, als Béranger sie erkennen  
ließ, nahm Richépin sich der Armen und Unter-  
drückten an. Er schilderte ihre Qualen und Sorgen  
mit rücksichtsloser Offenheit, Hohn und Erbitterung  
klingen drohend aus seinen Bettlerliedern. Richépin  
ist auch der erste Dichter, der sich ohne Zögern des  
Argots bediente, um seinen Schilderungen Farbe zu  
geben. Zur Charakterisierung diene folgendes Lied:

#### Der Lumpenfürst.

Herbei, du Holzpannenschar,  
Ihr Bummler, Krüppel, Orgeldreher,  
Ihr Sonnenbrüder, Paar um Paar,  
Frau'nzimmer, Schnorrer, Eckensteher!  
Ihr, von der richt'gen Rüpelbande,  
Ihr, die ihr dreist außs Ganze geht,  
Kommt her! Ich stamm' aus eurem Stande:  
Ein Lumpenfürst ist der Poet.

Ihr, die ihr für den Nachorkan  
Und für des Regens scharfe Pfeile,  
Für Polizei und Rötterzahn,  
Für Hunger, Fieber und für — Reile  
Den Spielball abgibt rings im Lande,  
Kommt zu mir, wie ihr geht und steht,  
In eurem schmierigen Gewande:  
Ein Lumpenfürst ist der Poet.

Ihr, die ihr trotz der Sonne feck,  
Ihr Strolche mit den fleck'gen Häuten,  
Die glänzen wie der helle Deck,  
Kommt mit den angemalten Bräuten,  
Kommt mit den Jöhren eurer Schande,  
Hohlgläubig, stumpf und aufgebläht,

Die FüÙe wurd vom Kiefelsande, —  
Ein Lumpenfürst ist der Poet.

Ihr Kernisten, groÙ geprellt vom Leben,  
Hier ist ein Mensch, der euch versteht,  
Der euch Gerechtigkeit will geben,  
Ein Lumpenkönig, der Poet!

Wer aus diesem derben Sange das reine Gemüt  
des Dichters nicht herauserkennet, der wird sich von  
einem anderen Liede überzeugen lassen, wie zart und  
empfindungsvoll die Muse Richépins ist:

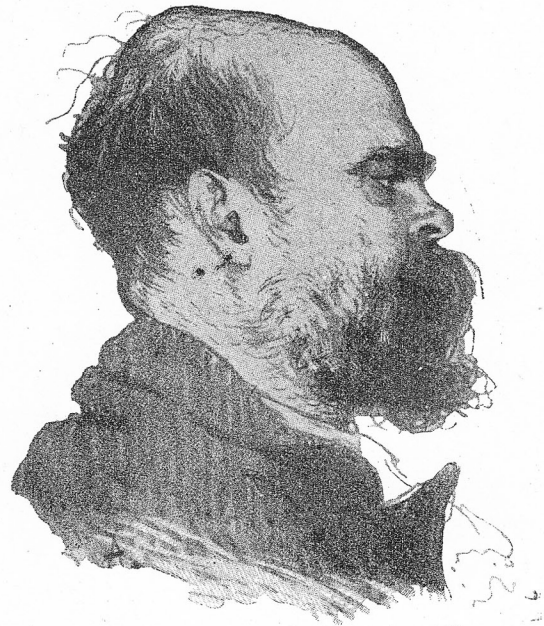
*Eine Frage.*

Rechtlich naht du mit der Frage:  
Wieviel Tage  
Meine Liebe halte Stand,  
Und wie oft ich dich noch kose?  
Nimm, du Kose,  
Den Akazienweig zur Hand.  
All die Blätter sollst du pflücken,  
Die ihn schmücken, —  
Jedes minder zart wie du.  
Zähle von den Blättern allen,  
Wenn sie fallen,  
Eins ums andre, — und schau zu:  
Wieviel Blätter noch zu pflücken,  
Die da schmücken  
Der Akazie Duftgeäst,  
Rechn' es nach für deine Frage:  
So viel Tage  
Hängt mein Herz an deinem fest.

Es folgten Romane, Dramen und weitere Bände  
Lyrik, darunter ein wegen übermäßig grober Gottes-  
lästerungen verpönte: „Les blasphèmes“. Den  
besten Erfolg hatte Richépins mit seinem Roman  
„La glu“. Sein letztes Drama zeigt ihn ganz um-  
gewandelt, als romantischen Mystiker. Dennoch ist  
er auch in seinen neuesten lyrischen Erzeugnissen  
naturalistisch geblieben.

In den litterarischen Kreisen von Paris schenkte  
man der Arbeiterdichtung weniger Beachtung als sie  
verdiente. Die „Parnassiens“ hatten indeÙ bald ab-  
gewirtschaftet. Ihre Formspielerei begann zu lang-  
weilen, und beinahe wäre das Interesse für neue  
Lyrik in den Boudoirs der espritvollen Kunstfreunde  
erloschen, wenn nicht eine junge Schar poesieentflam-  
mter, besser gesagt: poesiebedrückter Dichter eine neue Mode  
aufgebracht hätte. Man kann die Lyrik der Defa-  
danten, jener Gruppe, die die „Parnassiens“ ablösten,  
nicht anders denn als Mode bezeichnen. Der Ausdruck  
„Schule“ wäre für diese Dichter einer erkünsteltesten  
Eigenheit zu altzünftig. Ein Häuflein junger Greise,  
frühreifer oder doch sich frühreif geberdender Knaben  
umkleidete sich mit langen, altväterischen Röcken,  
gewöhnte sich an einen schleppenden Gang, an eine  
müde, gebückte Haltung und zwang sich in eine  
frankhafte Stimmung weltüberdrüssiger Blasiertheit.  
Ihr Gebahren wirkte um so lächerlicher, als die  
meisten von ihnen Stümper der Form und wirklich  
unreife Menschen waren, die von der herben  
Wirklichkeit des Lebens keine Ahnung hatten.

Nur ein echtes Talent war unter ihnen, das  
Haupt dieses Lyriker-Bundes, der unglückliche Paul  
Verlaine. Er hat den Genossen auch ihren  
bezeichnenden Namen gegeben: „Die Defadanten“,  
die Entarteten. Verlaine stammte aus Metz, wo er  
im Jahre 1844 zur Welt kam. Er erreichte nur  
ein Alter von fünfzig Jahren unter traurigen Ver-  
hältnissen, die ihn sogar auch einmal ins Gefängnis



Paul Verlaine.

und dann ins Armenhaus führten. Seine Lyrik  
erhebt sich trotz der manchmal recht weit getriebenen  
Verleugnung aller Lebenskräfte zu rührender Innigkeit.  
So das Lied: „Il pleure dans mon coeur.“

Es weint mein banges Herz,  
Wie dort die Wolken thranen.  
Was für ein Sehnsuchtschmerz  
Erfüllt mein banges Herz.

Im Takte rinnt der Regen  
Aufs Plaster und aufs Dach.  
Verstimmte Herzen legen  
Musik in solchen Regen.

Mein Herz weint ohne Grund,  
Sein selber überdrüssig,  
Denn ihm zerriß kein Wund —  
O Trübsal ohne Grund.

Das Schlimmste ist's des Leides:  
Nicht wissen, was uns quält.  
Haß fehlt und Liebe — beides,  
Doch ist mein Herz voll Leides.

In seiner sittlichen Unfertigkeit schwankte Ver-  
laine fortwährend zwischen hypermoderner Blasiertheit  
und mystischer Religiosität. Nach einer Reihe von  
nervös-sinnlichen und wirklich verzagenden Dich-  
tungen veröffentlichte er das Buch „Sagesse“,  
gewissermaßen eine „letzte Weisheit“, worin er  
mit heißblütiger Poesie manche Saite unseres Ge-  
müts in Mitschwingung bringt. Eines dieser Lieder  
klingt wie die Klage eines Gefangenen, der fernab  
vom Geräusch des Tages in Reue beten lernt:

Im Himmelsblau, hoch über'm Dach,  
Welch friedlich Schweigen!  
Im Wipfellaub, hoch über'm Dach,  
Welch sanftes Reigen!

Weich zittert durch den Himmel dort  
Des Glöckleins Klingen.  
Wehmütig tönt vom Wipfel dort  
Des Vögleins Singen.

Mein Gott, mein Gott, ist diese Welt  
Voll Friedensliebe!  
Nur fernher haltst in diese Welt  
Das Stadtgetriebe.

Und du, was ward aus dir, dem jetzt  
Nichts bleibt als Klagen,  
Was wird aus dir, o sage jetzt,  
In jungen Tagen?

Manchmal versucht Verlaine auch heiter zu sein,  
er bleibt zum mindesten anmutig, wie in dem  
Gedichtchen „Aphrodite“:

Ein Gartenhäuschen, lichtumflossen,  
Hält uns zu süßer Lust umschlossen  
In rosenhauchdurchtränkter Luft.

Der Wohlgeruch, der lieblich lüfte,  
Verschwimmt im leichten Sommerwinde  
Mit ihres Puders feinem Duft.

Und ihre Augen leuchten wild,  
Ihr Sehnen wächst, die Lippen sprühen  
Und lassen febrisch mich erglühen. —

Doch da die Liebe alles stillt,  
Nur nicht — den Hunger, muß dazwischen  
Sorbet und Naschwerk uns erfrischen.

Dem Banner der Dekadenten war in jungen Jahren auch der Lyriker Ferdinand Gregh gefolgt. Dann aber ereilte ihn das Schicksal, er wurde für einen Band Lyrik: „La Maison de l'Enfance“ von der pariser Akademie mit einem halben Preis (in Höhe von 2000 Francs) gekrönt, mußte sich aber verpflichten, die Unarten der Dekadenten abzulegen. Diese bestehen — nach der Ansicht der Herren Akademiker — nicht etwa in der Schauspielerei eines aufgeschminkten Welt-schmerztes, sondern in einer weit schlimmeren Entartung: in der gänzlichen Mißachtung der Form. Die Dekadenten wagten es, dem Alexandriner die Cäsur zu rauben, den regelmäßigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime der Willkür preiszugeben, den Hiatus wuchern zu lassen und sogar ungenaue Reime einzuschmuggeln! Dem Deutschen, der seit Opitzens Zeiten über diesen lächerlichen Zwang hinaus ist, fehlt das Verständnis für den Ernst, mit dem die Akademiker die Abschwörung jener Unarten forderten und der junge Halbpreisdichter diese Abschwörung leistete. Eines seiner stimmungsdurchzitterten ersten Lieder lautet:

An Sie.

Ob ich dich liebe oder nicht —  
Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.  
Doch da du eingriffst in mein Leben,  
Unhörbar leise, sanft und schlicht,  
Hat dir das Glück Geleit gegeben.

Das Glück hat dir Geleit gegeben,  
Hielt seinen Fuß an deinen dicht.  
Sein Strahl erhellte schon mein Leben,  
Als ich noch tappte nach dem Licht,  
Im Dunkel, von Gefahr umgeben.

Und wenn, da ich noch selig eben  
Dem Wonnerausch mich hingegeben,  
Mir aus dem Aug' ein Thränlein bricht,  
Was willst du Spinnweben weben  
Und in der Materfrage heben,  
Ob ich dich liebe oder nicht?

Mit solcher fast altjüngferlichen Zimperlichkeit umgeht der „Jüngling“ die Frage seines Mädchens; fern von jeder Leidenschaft giebt er seine greifen-

hafte und zweideutige Erklärung ab — selbst zum Lieben zu schlaff.

Was sich aus dieser Lyrik der Dekadenten entwickelte, konnte natürlich nichts Gesundes sein. Als die Mode ihren Machtspruch kundgab und eine Wandlung forderte, wurden die Dekadenten von einer Gruppe Lyriker verdrängt, die nicht mehr mit dem Scheinbild der Entartung spielten, sondern ihr schon ganz und gar verfallen waren. Und diese Neuesten nannten sich „Symbolisten“. Während die Dekadenten bei aller Sucht, sonderbar und sonderlingsmäßig zu erscheinen, die Verständigung mit ihren Lesern doch nur erschweren, nicht ganz unmöglich machen wollten, stellten sich die Symbolisten die „künstlerische“ Aufgabe, nur Dinge zu sagen, die keiner zu fassen vermöge. Die Lyrik sollte aufhören, Gedankenwiederzugeben, sie sollte nur „klingen“ und durch ihren Klang Vorstellungen erwecken, Empfindungen auslösen, wie es bisher allein die Musik zu Wege brachte.

Auch die Symbolisten scharten sich zunächst um ein Oberhaupt, in dem etwas von einem wirklichen Dichter steckte, um Maurice Maeterlinck. Maeterlinck hat sich als Dramatiker ein Anrecht auf ernste Würdigung erworben, — ob aber auch mit seiner Lyrik, das könnten nur symbolistisch empfindende Seelen entscheiden. Für alle, die da glauben, daß sich bei jedem Wort auch etwas denken lassen müsse, ist seine Lyrik das Wirreste, was je von einem poetisch Verzückten geleistet wurde. Ein ganz kleiner Ausschnitt aus der lyrischen Sammlung „Serres chaudes“ (Treibhauspflanzen) wird genügen. Das Gedicht ist Ennui überschrieben und lautet in annähernder Wiedergabe:

Falter der Seelenruh, weiße Falter, ihr floht —  
Weiße Falter, ihr floht vor des Erwachens Pein.  
Weiße Falter des Traums, die mir die Stunde bot,  
Als ihr flatternd entfloht, hüllte noch Schlummer mich  
ein. —

Falter der Seelenruh, die mir die Stunde bot,  
Tauchten hinab in den Reich, der ohne Sonnenschein.  
Weiße Falter des Traums, Falter der Daseinsnot  
Tauchten hinab in das Reich, das ohne Sonnenschein.

Noch wirrer ist, was sich die pariser Symbolisten leisten, die in den letzten Jahren den vor zwei Jahren verstorbenen Stéphane Mallarmé zu ihrem Dichtersfürsten krönten. Sie verachten Reim und Rhythmus — ganz wie bei uns! — und lassen ihre krausen Gedanken und Gedankenlosigkeiten uferlos und ziellos allen festen Boden überfluten. Der Schaden ist zum Glück nicht groß, denn nur ein engbegrenzter Kreis vermeintlicher „Litteraturfreunde“ behauptet, die Symbolisten zu verstehen.

Neben ihnen wirken in Frankreich noch immer echte Lyriker, die sich um keine Modeschule kümmern. Einer der beachtenswertesten ist der Südfranzose Frédéric Mistral, der 1830 in Maillane, einem kleinen Dertchen der Provence, geboren wurde und seiner paradisiischen Heimat treu geblieben ist. Mistral bedient sich der provençalischen Mundart, einer Mittelsprache zwischen Französisch und Italienisch, die unter dem Namen langue d'oc bekannt ist und mit ihrer Konsonantenfülle einen weit höheren Wohl-laut erreicht, als er der französischen Sprache eigen ist. Von den Dichtungen Mistrals (vgl. über ihn Heft 6 dieses Jahrgangs) brachte das Epös „Mireio“ dem damals Neunundzwanzigjährigen den größten Erfolg. Sonnig, üppig, wie das Land,

das ihn geboren, ist auch die Poesie dieses Naturdichters. Seine Mundart ist freilich ein Hindernis für die weitere Verbreitung seines Ruhms, — man bedenke, daß die Pariser seine Gedichte an der Hand von Prosa-Übersetzungen genießen! — Einer der Gedichtsammlungen „Lis Isclo d'or“ (Les îles d'or) entstammt das anmutige Schelmenliedchen „Das Mädchen von Arles“ (L'Arlésienne):

Was ich euch sag', — ich schwör' darauf!  
Das Mäd'el mit den weichen Haaren  
War 'ne Prinzessin. — Merkt nur auf:  
Sie kam aus Arles mit zwanzig Jahren.  
Ich habe sie zuerst geseh'n  
Im Tümpel seh'n —  
Bis an die Hüften,  
Wo sie in heißem Sonnenbrand  
Sich Binsen schnitt mit linker Hand  
Zum Käse lüften.

„Mein liebes Kind, soll denn durchaus  
Die Sonne deine Wänglein bräunen?  
O, ruh mit mir am Waldquell aus,  
Den grüne Sträucher hoch umzäunen.“  
— „Ei, guter Freund, im Sonnenschein  
Reißt Korn und Wein.  
Ich bleib' im Tümpel.  
Mein Kopftuch schützt mich vor der Glut.  
Geh' nur, für dich ist Schatten gut  
Und für die Gimpel.“

„Mein liebes Kind! Wenn dein Gemüt  
Nuch zart ist, rauch sind deine Worte!  
Bist du von fürstlichem Geblüt?  
Stammt du von einem hohen Orte?“  
— „Ei, guter Freund, beinah! Ich bin  
Arlesierin.  
Du kommst aus ödern  
Gebieten wohl? Man sieht dir's an!  
Du mußt gewiß als Angelman  
Stodckfische ködern.“

„Mein liebes Kind, wo wohnest du?  
O laß um deine Günst mich werben!  
Ich fühl' es, dir gehö'r' ich zu,  
Bis einer von uns zweier'n muß sterben.“  
— „Ei, guter Freund, beim Milchverkauf  
Halt' ich mich auf  
In allen Gassen.  
Mein Bräutigam versteht das Vieh.  
Er spürt mir nach, wie Jäger, die  
Auf Schmuggler passen.“

„Mein liebes Kind, das hör' ich gern.  
Laß an dem Bräut'gam dir genügen.  
Du bist zu brav. Und mir liegt's fern,  
Dir etwas Schlimmes zuzufügen.“  
— „Recht so! Denn legt schwor wilden Blicks  
Beim Kreuzfix  
— 's ist nicht gefabelt! —  
Mein Bräutigam: Wer je nach dir  
Nur schießt, wird mit der Forke hier  
Gleich aufgegabelt!“

Mistral ist einer der erfreulichsten und jedenfalls der lebensfroheste Lyriker der Gegenwart, und dieser gesundheitsstrotzende Dichter lebt fern, fern von Paris, — von dem einst so lustigen Paris, das längst aufgehört hat, der Welt als Freudenort zu gelten. . . .



## Proben und Stücke.

### Ein Fund.

Von Georg Böttcher (Leipzig).

(Nachdruck verboten.)

Es mag gut ein Viertelhundert Jahre her sein, daß ich, ein „hoffnungsvoller“ Kunstjünger des Ateliers einer Tapetenfabrik, in der guten Stadt Mannheim weilte. Die verzweifelte Einödigkeit dieses Steinbaukastens, dieser geometrischen Konstruktion der Langeweile, suchte ich ziemlich erfolgreich durch beinahe tägliche Benutzung einer Leihbibliothek zu bekämpfen. Bei einem dieser Besuche stieß ich im Katalog der älteren Schriften, deren die Bibliothek eine ziemliche Anzahl besaß, auf ein Volksbuch vom Dr. Faust, gleich darauf auf ein zweites. Dies veranlaßte mich, den Katalog noch weiter zu durchstöbern, wobei ich ungefähr ein Duzend ermittelte. Von diesen waren allerdings nur noch fünf oder sechs aufzufinden; die übrigen hatten sich im Laufe der Zeit verloren. Ich nahm die Bücher mit nach Hause, um sie in Ruhe einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen.

Noch selbigen Abends machte ich mich darüber her. So, bei dem Genuß einer guten Cigarre, behaglich ausgestreckt, im traulichen Scheine der Lampe, die alten vergilbten, dünnen und doch so widerstandsfähigen Blätter, denen ein leichter Moderduft entsteigt, umzuwenden und mittels des krausen Stils, der wunderlichen Orthographie, der schnörfelhaften Lettern verschollene Zeiten in mir aufleben zu lassen — das übt heute noch einen gewaltigen Reiz auf mich aus. Damals zählte ich's zur Poesie meines Lebens.

Die fünf, sechs Faustbücher stellten sich übrigens sämtlich als schwächliche, verwässerte Nachahmungen des alten Volksbuches heraus, langweilig-weitschweifig ohne jegliche Eigenart. Mit Ausnahme des einen. Dies eine, an das ich zuletzt geriet, und das sich nach Ausstattung, Druck und Titelblatt von den anderen nicht viel unterschied, nahm alsbald durch eine merkwürdig großartig-freie Ausdrucksweise, Gewalt und Kühnheit der Bilder mich so gefangen, daß ich die 400 Seiten wie im Fieber durchflog, mit einer Empfindung, gemischt aus Grauen, Staunen und Bewunderung ob dieser wahrhaft dämonischen Dichterphantasie!

Wer war der Autor dieses merkwürdigen Buches? Sein Name fand sich nirgends im Buche genannt. Das Titelblatt zeigte nichts als die Worte:

Fausts  
Leben, Thaten  
und  
Höllenfahrt  
in fünf Büchern

darunter eine Kupferstich-Bigette: ein Medaillon-Brustbild Fausts, von allerlei Insignien der Macht: Schwert, Krone, Szepter, Geißel, Kreuz u. s. w. umgeben. Unter diesem:

St. Petersburg  
bey Johann Friedrich Kriete  
1791.

Hinter dem zweiten Blatt, das unter dem wiederholten Titel einige englische Verse als Motto aufwies, befand sich folgende Notiz ohne Ueber- und Unterschrift: „Der Verfasser dieses Buchs hat von allem, was bisher über Faustn gedichtet und geschrieben worden, nichts genutzt noch nutzen wollen. Dieses hier ist sein eignes Werk, es sey wie es wolle. Davon wenigstens wird sich jeder Leser leicht aus der Darstellungsart, der Charakteristik und dem Zweck überzeugen. 1791.“

\* \* \*

Ich stand vor einem Rätsel. Ich durfte mich leidlich bewandert in der Litteratur, besonders in der Faust-